

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

22.7.1923 (No. 29)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 29



22. Juli 1923

Mar Dreßler / Kant. Von Eugen Kühnemann.

(Erster Teil: Der europäische Gedanke im vorkantischen Denken.)

Ein Buch von seltener Schönheit und höchster Bedeutung erscheint in diesen Tagen bei C. S. Wed in München.

Es will, wie der Verfasser im Vorwort mitteilt, beitragen zu dem Denkmal, das das deutsche Volk seinem Kant zum zweihundertjährigen Geburtstag, 22. April 1924, setzen soll.

Es will den Ewigkeitsgedanken Kants von allem Zufälligen der Zeit und der Schule herauslösen und aussprechen: es ist die ewige Wahrheit des philosophischen Idealismus.

Gründer des philosophischen Idealismus ist Platon in der abendländischen Philosophie. Aber erst Kant hat den platonischen Gedanken in seiner Notwendigkeit abgeleitet und ihn als Wahrheit bewiesen.

Es ist ein Unglück, daß so viele fremde Namen sich zwischen den Menschen und seine innersten Anliegen gedrängt haben. Kants Genialität ist keine andere, als die Genialität der Redlichkeit. Jeder Mensch, der sich selbst verstehen will, muß Kant finden, um seines Lebens Ernst, seine Tiefe und Schönheit zu finden. Das Buch fehlt, das uns Kant vermittelt — nicht dem Fachmann und Kenner, sondern den Menschen guten Willens; Trotz der nur zu reichen Kantliteratur; die Bücher sind entweder zu gelehrt oder zu populär. Kant verlangt den Entschluß zur Vertiefung. Ein Buch fehlt, das nicht Gelehrsamkeit und Fachwissen voraussetzt, sondern nur Ernst und Arbeitsfreude. „Es ist die Arbeitsfreude der Schule, in der wir uns selbst finden und die unserem Leben seinen Sinn bringt“.

Dieser erste Teil, der eben erscheint, bringt nur den welt-historischen Untergrund, von dem das Kantische Werk sich löst. In Kant kommt der europäische Geist zur vollen Klarheit des Selbstbewußtseins und begreift sich in seinen Gründen und tragenden Begriffen. „Das ist die Tat des Genius, daß er die Welt vereinfacht.“ So wird hier versucht, die große Einfachheit hervortreten zu lassen, in der das Werden des europäischen Geistes sich auseinanderlegt, wenn man es als die Voraussetzung des Kantischen Werkes verdeutlicht.

In Kühnemans Querschnitt durch die Gesamtgeschichte des abendländischen Geistes sollen nur die großen geistigen Grundmächte hervortreten, insofern sie Voraussetzungen der Kantischen Tat, damit solche für unser aller Leben sind.

Diese allgemeinen Voraussetzungen sind die griechische Philosophie, Sokrates, Platon, Aristoteles; Jesus Christus; die moderne Naturwissenschaft; die besonderen Vertreter moderner Metaphysik, Spinoza, des modernen Empirismus, Hume, der deutschen Bildung, Leibniz, Lessing, Herder. Aber diese Vorbedingungen sollen nicht allein in ihrer Kantbeziehung hervortreten, sondern um ihrer selbst willen, in ihrer vollen Lebendigkeit. „Arbeiten, in denen der Geist in seinem Leben nicht wiedererkennt, haben etwas vom Frevler.“ Der rechte Leser soll am Ende jedes Abschnittes das Gefühl haben, mit dem großen Mann wirklich gelebt zu haben.

Wenn es sich der Verfasser, der ausgezeichnete Biograph Schillers und Herders, hier versagen muß, eine unmittelbare Lebensdarstellung der großen Denker zu geben, so will er doch den Versuch machen — und er hat ihn mit Erfolg gemacht — ein Buch reiner Gedankenarbeit zu einem rechten Lebensbuch zu machen.

Der Verfasser macht in seinem Vorwort eine wichtig klingende und doch sehr ernst zu nehmende Bemerkung über den „Kreis von Geistesarbeitern, die sich in einer eigenen besonderen Sprache über allerhand Dinge der Wissenschaft veräußern. Die sonderbare Sprache erscheint zunächst wie eine tiefsinnige Geheimkunst der Eingeweihten. In Wahrheit ist sie leicht zu lernen und zu beherrschen und gibt dem Neuling die prickelnde Lust der Teilnahme am Reden der Bevorzugten. Niemand außerhalb des Kreises nimmt teil an diesen Vergnügungen. Der lebendigen Bildung bedeuten sie nichts. Wieviel höher greift der Ehrgeiz der Arbeiter, die in dem schlächten Deutsch wahrhafter Bildung dem Geiste jedes ernsthaft Lebenden die Tiefe der Fragen aufschließen möchten.“

Hinter diesen gelassenen Worten steht der ganze heilige Eifer des Mannes, der, ein Feind des Part pour Part-Grund-satzes, dafür kämpft, daß die große Sache der Philosophie allen Menschen guten Willens zugänglich gemacht werde, denen es wahrhaft um das Heil der Menschheit zu tun ist, nicht um die capriciöse Sonderpflege der künstlerischen oder philosophischen Fragen.

Kunst und Philosophie sind Angelegenheiten der Menschheit; die Menschen können sie nicht entbehren; man darf sie nicht von ihnen abschließen.

Wenn der Künstler bei seinem Schaffen auch nicht an die Menschen denken darf, sondern nur an seine Kunst, wenn der Philosoph desgleichen nur der Wahrheit seine ganze Kraft rücksichtslos weihen muß, so dürfen beide doch nicht ihre Ergebnisse von den Menschen abschließen oder sie ihnen gar unzugänglich machen durch eine „sonderbare Sprache“. Die Menschen können ohne Kunst und Philosophie gar nicht leben; daher, wer berufen ist, muß sie ihnen geben.

Sokrates, Platon, Aristoteles, Jesus Christus, Kopernikus und Kepler, Spinoza, Hume, Leibniz, Lessing, Herder und endlich Kant dürfen und können nicht Namen bleiben, die nur die Schule kennt. „Es ist nicht wahr, daß das Leben sie entbehren könnte. Es ist nicht wahr, daß sie ein Werk trieben, mit dem das Leben der Lebenden keine Gemeinschaft hätte. Sie sind das Leben von uns allen, wie es darum ringt, sich selbst zu begreifen, seiner Tiefen inne zu werden, sich in dem ewigen Gedanken seiner Notwendigkeit zu gründen.“

Philosophari necesse est, vivere non necesse.

„Es gibt in der Philosophie wie in der Kunst gemachte und gewachsene Werke. Nur die gewachsenen Werke leben und wirken Leben.“

Das Buch Eugen Kühnemanns ist ein gewachsenes Werk; es ist aus der ganzen lebendigsten Persönlichkeit herausgewachsen. Es ist mit Blut geschrieben, nicht mit Tinte gefleckt; es quillt aus dem Herzen so gut wie aus dem Kopf, nicht aus dem Kopf allein, als abstraktes, kaltes, totes Machwerk eitler Gelehrsamkeit. Es ist der liebeerfüllte Künstler, der einführend Leben gestaltet. Die ganze lebensvolle glühende Persönlichkeit ist künstlerisch schaffend am Werke; da muß es ein Lebendiges, Padendes, Zwingendes, Notwendiges, Stürzendes, Gewachsenes werden.

„Der rechte Philosoph muß ein Lebendiger im Geiste und ein großer Künstler sein.“ Jene Heroen waren nicht Fachleute, dem pulstenden Leben abgewandt, sondern Menschen in höchstem, vollstem Sinn, die das Menschendasein wahrhafter, heißer, tiefer erlebten als die anderen, die deshalb den anderen Lehrer und Führer auf dem Menschenwege sind.

Das Buch ist wahrhaftig ein Lebensbuch, in dem unser Leben nach seiner Wahrheit entwickelt wird, es ist kein gemachtes abstraktes Verstandesprodukt. Philosophie ist Menschenangelegenheit. *Tua res agitur.*

„Die Philosophie ist nicht ein bloßes Bündel von Begriffen. Sie ist Mensch, der seltenste und außerlesenste Mensch, ist schöpferische Geistigkeit, Liebe, Wille, Leben. Philosophie ist philosophisches Leben, Leben in der schaffenden Liebe des Schönen. Der Philosoph ist der Erkennende. Aber dies Erkennen ist Erleben. Dies Erleben ist Schaffen.“

Eugen Kühnemann hat das Buch seinen Schülern und Schülerinnen im philosophischen Seminar der Universität Breslau gewidmet. Sein Motto lautet: „Dies ist der Lebensgedanke der Akademie und jedes Unterrichts, der den Namen eines akademischen verdient, eines Unterrichts, in welchem das gemeinsam schaffende Suchen der Wahrheit zwischen Lehrern und Schülern ein Verhältnis der Liebe stiftet und in dieser Liebe das tiefste Sehnen unserer Seelen sich zu jener Wahrheit streckt, in der wir uns zu unserer Heimat im Ewigen und Göttlichen finden.“

Wie muß ein solcher Lehrer, ganz Liebe zur Wahrheit, ganz Eros, und wahrer Menschenfreund in dem Kreis seiner Schüler, gleich Sokrates, aufhellend, Rätsel lösend, Begeiste-

rung für die Wahrheit wecken. „Unterricht, Lehren und Lernen ist Liebe.“ „Alles Leben aber ist Liebe.“ Leben schafft Leben, Begeisterung wirkt Begeisterung.

Mit der Veröffentlichung seines lebendigen Buchs tritt Kühnemann als Lehrer vor alle hin und macht uns alle zu seinen Schülern; und wir danken unserem Sokrates, daß er uns hinweist auf das Eine, was not tut, die Wahrheit des Menschenlebens, denn wir fühlen, wie des Lehrers Klarheit und Begeisterung aus diesem Buch auf uns herüber wirkt, das niemand ohne bedeutende Förderung seiner Menschlichkeit aus der Hand legen wird.

Das Ganze der wahren Philosophie aller Zeiten, so gesehen unter dem Gesichtspunkt eines zusammenfassenden leitenden Gedankens, hört auf, ein widerspruchsvolles entmutigendes Stimmengewirr für uns zu sein, und wird zu einer wundervollen, erhabenen und erhebenden Harmonie zusammenstimmender Klänge.

„Wo ein bedeutender Mensch hintritt, wird Licht.“

Wir Deutsche, heute in unserem Elend, suchen und brauchen ein Bleibendes, das Ewige. „Es hat etwas Mührendes, wie die Ratlosen, irrt wie Geblendete, eine neue Weisheit, eine neue Frömmigkeit suchen. Aber das Ewige wird nicht geschenkt. Es kommt nicht durch die Erleuchtungen des Schwindels und läßt sich nicht spotten. Das Ewige ist die Gesundheit des Geistes. Laßt uns zu Kant in die Arbeitsschule gehen, um unser Leben zu retten.“

Wähten Viele, recht Viele die rettende Hand ergreifen, die sie herauszieht aus dem Strudel des Elends, in dem sie zu ertrinken fürchten. „Diese Welt vergeht, ihr göttlicher Gedanke besteht.“ „Die Welt im Lichte der Wahrheit ist Humor.“

Paul Harray / Zur Hundertjahrfeier der Ludwigsalme in Bad Dürheim.

So weit Gedanken reichen, dehnte sich das Meer. Glatz war der Spiegel, keine Woge rollte: untätig sah der Meeresrieser in der Tiefe, ermüdet mit den Flossenhänden Tag für Tag die Fluten hochzuwerfen und der Well die Woge nachzutreiben und den Gisch zu fochen. Er dachte eines neuen Spiels, sprang auf und stampfte mit den ungestalten Füßen auf den Meeresboden, daß gurgelnd wilde Seen in Abgründe stürzten. Des Grundes Felsen riß er mit den gewaltigen Riesenarmen umfassend hoch und türmte sie und baute Inseln — Länder. Und einen Duader, zwanzig Meilen im Geviert, gehöhlt wie eine Schale, riß er los und stellte ihn, gefüllt mit Meer und Fisch, hoch auf die Kuppel seines Baues und schuf ein Meer inmitten seines Neulands.

Und wieder griff er in den Meeresboden, riß Fels und Erde aus und warf sie in die Schale, die blaue Wasserfläche überschichtend. Also geschah es, daß die Schwarzwaldberge in ihres Leibes Mitte ein gewaltiges Salzager bergen. Aus den Urriesen kindischem Spiel erwuchs den Menschen, den spätgeborenen, den Kranken, Siechen Trost und Heil.

Längst flos der Riese schon, der spielend, unbedacht sein eigen Reich verkürzte, fort in ferne Meere. Und wo einst seine breiten Flossenhände Wogen peitschten, fährt nunmehr über grüne Auen, unter schwarzen Tannen, mit Bergen duftigen Deus beladen, der segenträchtige Erntewagen. Breit legt sich die Sommer Sonne in das endlose Himmelsblau und gießt all die Liebe auf uns herab, die sie uns armen, von jeder Erbdennot verfolgten Menschenkindern seit fast zwei Jahren vorenthielt. Im Aufgang aber bläst ein fecker, fröhlicher Ostwind die Waden auf, fährt über die sommerlichen Auen der Baar und treibt mit seiner erquickenden Frische den Brodem auseinander und den trägen Pfuhl der Hitze.

Zu einem frohen Fest drängt sich das Volk der Menschen, und Dankbarkeit und Freude überglänzen die Furchen, die eine schwere Zeit der Not und Trübsal in die Gesichter schnitt. Einhundert Jahre sind verflossen, seit die Ludwigsalme in Bad Dürheim ihren Betrieb eröffnete und die Gaue Deutschlands mit dem unentbehrlichen Kochsalz versorgen half.

Die Geschichte der Entdeckung der Dürheimer Salzager ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Aus ihr glänzt hell an erster Stelle der Name Willmanns hervor, zu Anfang des 19. Jahrhunderts Amtmann in Dürheim. Dieses Mannes unermüdete Tatkraft, seiner zielsicheren Tätigkeit ist es zu danken, daß, allen Widerständen, Hemmungen und nicht zum wenigsten dem Trägheitsgefesse zum Trost, endlich im Jahre 1821 die ersten Bohrungen nach Salz mit Erfolg ausgeführt wurden.

Die Vermutung, daß unter den Feldern Dürheims Salzager vorhanden sein möchten, wurde zuerst von einem Willinger Bürger Heby ausgesprochen, seines Zeichens ein Schreiner. Mehr aber als sein Handwerk betrieb dieser Wadere mancherlei andere Kunst und Wissenschaft, was ihm die Mitwelt durch den Beinamen „Tausendkünstler“ attestierte. Heby beutete zusammen mit Willmann die Dürheimer Gipsbrüche für ihre Gipsmühle aus, und aus dem reichlichen Vor-

kommen von Gips schloß Heby auf das Vorhandensein unterirdischer Salzager und wies Willmann wiederholt auf diese Vermutung hin. Dieser war es nun, der alle Hebel in Bewegung setzte, um die Vornahme von Bohrungen zu erreichen. Doch erst nach jahrzehntelangen Kämpfen gelang ihm dies mit Hilfe des Heidelberger Geologen Professor v. Langsdorf, der schließlich auch im Auftrage des Ministeriums die ersten Bohrungen leitete.

Aus der Freude über den Erfolg dieser Versuche flos zunächst für Willmann viel wohlverdientes Lob, das sich sogar bis zum Versprechen würdiger Belohnung verdichtete. Aber, wie es so zu gehen pflegt auf diesem wunderlichen Stern, bald schob sich die Schar der Mißgünstigen, der Neider und Ruhmsüchtigen zwischen Willmann und seine Verdienste. Statt des verheißenen Lohns erfuhr er von der hohen Obrigkeit eine grobe Kaltstellung und seine bedeutenden Leistungen wurden in der Öffentlichkeit verschwiegen, geleugnet, gelästert. Der ihm gebührende Ruhmeskranz flatterte auf die Stirn eines Beamten, der an dem ganzen Unternehmen nur einen sehr bescheidenen Anteil hatte, und Willmann, der zähe Wirker und Kämpfer, dessen nie rastenden Bemühungen durch Jahrzehnte endlich dem Ministerium den Entschluß abgerungen hatten, die Bohrversuche zu unternehmen — Willmann starb 1825 verärgert und vergramt, vergessen und schände beiseite geschoben in der Stille. Um so mehr Grund für uns, seinen Namen heute desto heller und lauter zu rühmen, nachdem F. A. Steiger in seinem trefflichen Büchlein „Dürheim und seine Salme“ mit Gründlichkeit und warmem Herzen die Tatsachen der Geschichte in das Licht der Wahrheit und Gerechtigkeit gerückt hat.

Unter der Leitung des ersten Salinenvorstandes Freiherrn v. Althaus wurde 1823 der Salinenbetrieb eröffnet. Ein Bohrhaus nach dem anderen wurde erstellt, um die segenspendende Flüssigkeit aus finsternen Tiefen an den Tag zu heben.

Die Gewinnung von Speisesalz war der Hauptzweck der Salinenanlagen. Zwar nahm das noch von Willmann erbaute Gasthaus zum „Goldenen Löwen“ — das spätere Salinenhotel — auch einige wenige Badegäste auf. Aber durch lange Jahrzehnte blieb Dürheims Bedeutung als Kurort gering. Wohl brachten die 50er und 60er Jahre eine kleine Zunahme des Verkehrs, aber einen wirklichen Aufschwung nahm das Bad erst, als im Anfang unseres Jahrhunderts neben dem alten Salinenhotel das neue, prächtige Kurhaus erbaut wurde.

Nun wuchs die Frequenz von Jahr zu Jahr und selbst der Krieg und die Not der Folgezeit vermochten der rapiden Weiterentwicklung nicht Einhalt zu tun. Hatte sich doch allmählich der ganze Ort aus der Enge und Unbedeutendheit eines kleinen Bauerndorfes mit aller Kraft auf den Kurbetrieb ein- und umgestellt. Jegliches Jahr brachte Verbesserungen und Erweiterungen der Anlagen, Kureinrichtungen und Unterkunftsgelegenheiten dank der einsichtsvollen Arbeit der Behörden, der Gemeinde, des rührigen Kur- und Verkehrsvereins und der Einwohnerschaft. Die letzten Jahre schenkten uns ein neues Inhalatorium, mit allen Hilfsmitteln ausgestattet, die moderne Wissenschaft und Technik erfannen. Ein großer Kurgarten mit Kinderspiel- und Tennisplätzen ist im Entstehen

begriffen; Straßen, Wege und gärtnerische Anlagen erfahren beständig liebevolle Pflege, Erweiterungen und Verbesserungen.

Ein reges Leben flutet in dem kleinen Ort. Aus allen Gauen des Vaterlandes, aus allen Ländern der Erde strömen Genesung und Kräftigung suchende Menschen in Bad Dürheim zusammen. Aus Westen führt die Bahn die Mehrzahl von ihnen herbei, über die höchsten Höhen des Schwarzwalds hinweg. Auf steile Wände und Hänge hat die Technik die Geleise als ihren spiralgewundenen Federzug geschrieben, da wo in wildem Gewirr die Niesenkegel der Berge durcheinandergewürfelt, aufeinandergetürmt, von tiefeinschneidenden Tälern und Schluchten geschieden ihre dunkeln, tannengeläuterten Säupter gegen die Wolken reden. Machtvolle, wilde Romantik umfängt den Reisenden, aus der er das Blut aus dem Gesicht wuschert, um die Kurven der Geleise, um 100 Meter tiefer rollt die Bahn, und es eröffnet sich die freundlich-milde Hochebene der Baar, in deren Schoß die kristallinen Schätze Bad Dürheims gebettet liegen.

Wiesen und Felder dehnen sich, von Fluß und Bach durchschnitten, grün, grün und goldgelb, von sanften Hügeln überhöht, von schwarzen Tannen umsäumt, umtrümt von rauschenden Forsten.

Im Osten tauchen aus dem blauen Dunst der Ferne die steilen, kahlen Felsen des Schwäbischen Jura auf und sehen den scharfen, klaren Ausdruck ruhiger Besonnenheit gegen das wildbrausende Tosen des Blutes, das wir aus den Schwarzwaldriesen in unserm Rücken zu vernehmen glauben. Friedlich-freundliche Ruhe liegt über den sonnenumglänzten Halden und senkt in die zerstückelten Menschenherzen den beglückenden Trost dessen, der in seinem Ringen, seinen Nöten den Richtpunkt seines Weges klar vor sich erkennt.

Das in Bad Dürheim als konzentrierte Sole aus großer Tiefe geförderte Salz wird durch Sieden in seine feste, kristallische Form überführt, um so dem Verbrauch als Kochsalz zu dienen. Bekanntlich wird es als solches sehr geschätzt und vor dem aus dem Bergwerk gewonnenen Steinsalz bevorzugt. Aber

die Hauptbedeutung der Salinen beruht heute auf der Gewinnung der Sole zu Badezwecken. Schon zur Römerzzeit war die Heilkraft der Sole bekannt und gesucht. Mit um so größerem Recht, als ihre therapeutische Wirkung sich nicht gegen die eine oder andere Erkrankung, gegen spezielle Arten von Gebrechen unmittelbar richtet, sondern weil sie, die Gesamtkonstitution ergreifend, einen weit größeren Wirkungsbereich umfaßt. Nicht örtliche und spezifische Wirkungen werden erstrebt und erzielt, sondern allgemeine, konstitutionelle; d. h. durch Stärkung des Gesamtorganismus, Anregung und Förderung des Stoffwechsels, Belebung der Heil-, Schutz- und Abwehrkräfte werden auf natürliche Weise die schlummernden Heilpotenzen des kranken Körpers geweckt und unterstützt. Daher ist es begreiflich, daß gar mannigfaltige Erkrankungen dem heilenden Einfluß des Solbads zugänglich sind: nervöse und Erschöpfungszustände, tropische Erkrankungen, gichtisch-rheumatische Leiden mit Ablagerungen, Narben- und Schwartenbildungen, Versteifungen, Frauenleiden, gewisse Krankheiten des Herzens u. a. m.

Verstärkt wird die Heilkraft der Sole durch die reine, erquickende, ozonreiche Luft, die Ruhe des ländlichen Ortes, seine besonderen klimatischen Verhältnisse und — last not least — die natürliche Höhen- und Luftsonne. Das eben gibt Bad Dürheim seine einzigartige Sonderstellung, daß Sole sonst in solcher Höhenlage nicht gefunden wird. Und gerade das Zusammenwirken der Bäder, des Höhenklimas, der Waldluft und der Gebirgssonne erzielt einen sonst nicht leicht zu erreichenden Gesamteffekt.

Kein Wunder, daß dieses Jahrhundert, in dem Bad Dürheim erst begonnen hat, sich zielklar als Kur- und Badeort zu entwickeln, seinen jungen Ruhm weit über Baden, über Deutschland hinaus verbreitet hat.

Und wenn es jetzt sich anschickt, das Jubelfest des 100. Geburtstages — dem Ernst der Zeit entsprechend gedämpfter als es sonst wohl geschehen wäre — zu feiern, so rufen wir ihm unsern Glückwunsch zu, den Wunsch, daß es den ihm von der Natur verliehenen Segen verwalten möge und ausbreiten zu Heil und Erquickung der Leidenden und gequälten Menschheit!

Fritz Mauthner / Die große Neugier.

Die Neugier wird allgemein für etwas gehalten, was einen leichteren oder strengeren Tadel verdient; für eine kleine, menschliche, besonders weibliche Schwäche, ja sogar für einen häßlichen Fehler. Selbst der skeptische, freie Montaigne kam zu dem Verdammungsurteil: „La curiosité est vicieuse partout.“ (Und war doch selbst so neugierig wie eine Biene.) Ich stelle den Antrag, die Neugier zum Range einer Tugend aufrücken zu lassen, in der Neugier einen der wichtigsten Vorzüge des Menschen zu erblicken. Es wäre denn, daß man die niederen Tiere und die Pflanzen gerade darum höher einschätzen wollte, weil sie niemals eine Spur von Neugier verraten. Der Mensch ist das neugierige Tier; einige wenige Tiere haben sich übrigens im Umgang mit Menschen die Neugier angewöhnt. Und die Affen wären nicht so menschenähnlich, wenn sie nicht neugierig wären.

Theaterstücke und Romane werden gewöhnlich dem Gebiete der Kunst zugerechnet; doch auch der ernsthafte Künstler unter den Dramatikern und Erzählern findet kein Publikum, wenn er die gemeine Neugier nicht zu befriedigen versteht, die da wissen will, wie die Geschichte ist, wie sie war, und wie sie werden wird. Als vor etwa achtzig Jahren die sogenannten Zeitungsromane aufkamen, und Eugen Sue die Niesenhonorare (seiner Zeit) für seine schrecklich-schönen Fortsetzungsromane bekam, da hatte die Zeitung ein Mittel gefunden, die Neugier auch in den Pausen zwischen Kriegsgreueln und Moritäten wach zu erhalten. Die Zeitung hat im Laufe der Jahrzehnte auch die stolzen Dichter in ihr Feuilleton hineingelockt mit den gleichen Mitteln, mit denen heute das Kino die besten Namen anwirbt; aber der ideale Zeitungsroman ist immer noch der, in welchem die Neugier auf die Folter gespannt wird. Auf eine Folter, die einige Wollust gewährt, wie die Masochisten das gern haben. Die wunderschöne, aber grundschlechte Jungfrau teilt zum Beispiel ihr Schlafzimmer mit einer abenteuerlichen, niemals noch von einem Zoologen erblickten Schlange; durch fünfzehn Fortsetzungen erwartet die lesende Nähmamsell zitternd den Moment, wo die Schlange der Jungfrau, zum Heile des Liebespaars, den letzten Tropfen Blutes ausaugen wird. (Ich erfinde nicht.) Der Leser von verwöhntem Geschmack, der in den Ferien an einem Regentage zufällig einmal eine solche „Fortsetzung“ überflogen hat, zittert nicht; aber auch er erwartet, nicht ohne Selbstironie, dennoch mit einiger Ungeduld die nächste Nummer.

Um ein Stockwerk höher, meinetwegen um einige Stockwerke höher steht die Neugier, welche langsam im Gange der Jahrtausende zur Entfaltung der Wissenschaften geführt hat. Der Zusammenhang mit der gemeinen Neugier ist just für die Romanleser leicht herzustellen. Heutzutage will auch die gemeine Neugier von einem beliebigen Erzähler wissen: wie er aussieht, wie seine Frau aussieht, wie seine Kinder aussehen.

Hat eine gründlichere Neugier nach endlosen Mühen herausgebracht, wie Goethes Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits aussahen, und was er an dem Tage zu Mittag gegessen hatte, als er... und so weiter... so gehört das schon als reizendes Zubehör zu der Wissenschaft der Literaturgeschichte.

Um die feierlichere Wissenschaft der Geschichte steht es nicht viel anders. Wie das geworden war mit Napoleon, wie das geworden war mit Bismarck, das kann man die edelste Wissbegier nennen; aber eigentlich ist es Neugier, die die Zeugnisse sammelt, Neugier, die die Zeugnisse liest. Wie sich solche Weltgeschichten dann weiter entwickeln würden, darüber weiß die zeitgenössische Wissenschaft freilich nichts zu sagen; sie überläßt das Prophezeien dem politischen Kanngießer.

Jedoch der Natur gegenüber stellt auch die Wissenschaft stets nur die alten Neugierfragen: Wie ist die Sache? Wie ist sie geworden? Was wird weiter geschehen? In irgendwelchen Urzeiten haben Männer von der großen Neugier, von der genialen Neugier die Bemerkung gemacht, daß die Sonne nicht jeden Tag an dem gleichen Punkte des Horizonts aufgeht, daß der Aufgangspunkt sich hin und her schiebt, daß die Länge des Tages in einem Verhältnisse steht zu der Verschiebung; sie haben danach die regelmäßige Wiederkehr des Jahreslaufs als eine Tatsache festgestellt, die sie gleich ein Gesetz nannten. Dann haben schon im grauen Altertum Männer von noch scharfsinnigerer Neugier nach den Gründen dieser Regelmäßigkeit gefragt, immer wieder und immer wieder emfänger, bis Kopernikus, Kepler, Newton und Kant die gegenwärtige Antwort auf die alten Neugierfragen gefunden und unsere Astronomie aufgerichtet hatten.

Gewiß noch früher hat die lebendige Natur die Neugier nachdenklicher Menschen erregt; wie die Pflanzen und Tiere einander bald sehr ähnlich sind, bald ganz unähnlich. Um dies beschreiben zu können, ordnet man das Pflanzenreich und das Tierreich. Die Ordnung half aber nur bei der Neugierfrage: wie die Sache ist. Die weitere Frage, wie die Ordnung zustande gekommen war, trögte lange allen Beantwortungsversuchen, bis Darwin seine Hypothese fand, eine Hypothese, die von der leichtbefriedigten Neugier für eine Antwort gehalten wurde.

Es ist ein Unglück für die Wissenschaft, wenn die letzten Hypothesen einander widersprechen. Bei der Beantwortung der dritten Frage (Wie die Sache sich in Zukunft entwickeln wird?) gehen leider Astronomie und Deszendenzlehre auseinander. Die Deszendenzlehre prophezeit gern einen Fortschritt zu Ueberlebewesen, zu Uebermenschen und zu Uebernachtigallen; die Astronomen dagegen sind ihrer Mitgliederzahl nach gezwungen, dereinstige Vereisung oder Verbrennung (man weiß es wirklich nicht ganz genau) unseres Sonnensystems mit samt der Erde vorauszusagen. Die große Neugier stellt zuerst

und stellt am liebsten Fragen, die überhaupt nicht beantwortet werden können.

Man muß nicht gleich böse darüber werden, daß ich das Motiv der besten Menschheitslehre „Neugier“ genannt habe. Man könnte ja ebenso das Leitmotiv eines Napoleon Born oder Unzufriedenheit nennen, und müßte doch zugeben, daß es ein anderes ist, die Königreiche Europas aus Born umeinanderzuschmeißen, und wieder ein anderes, einem hanteln Bauern aus Born seine Schenke anzuzünden.

Nun möchte ich aber in der Ehrenrettung der großen Neugier noch einige Stufen höher schreiten. Vielleicht sollte ich sagen: tiefer. In dieser letzten Bewertung der Neugier hätte ich mich in einem Buche gewissenhaft auf einige Vorgänge beziehen: auf den amerikanischen Philosophen James, der schon wußte, daß die Neugier auf die nächste Briefpost zu den lebenserhaltenden Prinzipien gehört; auf den prachtvollen Friedensprediger Popper-Lynkens, der in seinem gar lesenswerten Buche „Das Individuum und die Bewertung menschlicher Existenzen“ auf James und sogar auf den alten Buddha hingewiesen und die Bedeutung der Neugier für den Geschlechtstrieb und die Geschlechtswahl — meines Wissens zum ersten Male — klargestellt hat; insbesondere hätte ich mich zu beziehen auf unseren Theodor Fontane, der es nach einer romantischen Jugend zu einem heimlich grimmigen Alter brachte und in diesem Alter das merkwürdige Gedicht schrieb, in welchem er jeden Wunsch des Weiterlebens auf eine Neugier auf die Zukunft zurückführte. Wie das mit Bismarck wohl noch werden möchte?

Süßer oder tiefer als die große wissenschaftliche Neugier mag man diese starke Lebensneugier einschätzen. Schopenhauer freilich liebt diese alltägliche Neugierde nicht; er erklärt sie aus den Leiden der Vageweile und des Neides, ist übrigens so sehr Weiberhasser, daß er nur den Knaben die edle Wissbegier, den Mädchen die gemeine Neugier auf das Einzelne zuspricht. Wer aber zu lange gelebt hat, um sich der optischen Täuschung des Realismus nicht in trotziger Schwermut hinzugeben, der hat dennoch täglich und stündlich eine neue Freude durch die andere optische Täuschung, die ihn die Neugier auf die nächste Stunde, auf den nächsten Tag erwarten läßt. Es kommt freilich oft anders; die Erwartung ist fast immer schöner als das Erlebnis. Neugier und Erwartung läßt den müden Wanderer immer weiter steigen. Ich kann mir recht gut einen armen Kranken vorstellen, der weiß, daß er nur noch vierund-

zwanzig Stunden zu leben habe, und der dennoch die Briefpost und die Zeitung mit Ungeduld erwartet. Gesunde Menschen haben gewöhnlich etwas länger zu leben; mit der gleichen Ungeduld aber erwarten sie die Briefpost und die Zeitung. Ganz frei von so kleiner und törichter Neugier sind vor der Todesstunde eigentlich nur die Frommen, und diese sind nur darum so frei, sind nur darum nicht neugierig, weil sie die für sie wichtige Zukunft im Jenseits so unglaublich genau zu wissen glauben oder ihre Neugier nur auf diesen Punkt gespannt haben.

Die Neugier auf die nächste Zukunft mag schon manchen vom Selbstmord zurückgehalten haben. In hochentwickelten Kulturen mag die Kompliziertheit der Verhältnisse öfters als bei sogenannten Naturvölkern den Selbstmordgedanken nahelegen; dieselbe Kompliziertheit der Verhältnisse aber vermehrt auch die Interessen des Individuums, steigert also die Neugier auf die Zukunft, die freundliche Neugier, welche die Ausführung des Selbstmordes erschwert.

Ich habe hier überall Neugier und Wissbegier als Stimmungen betrachtet, die nicht wesentlich voneinander verschieden sind. Das Wesentliche an diesem Motiv, das die Lebensäußerungen des Menschen auszeichnet, ist ja eben, daß auch die Wissbegier sich immer nur ein unerreichbares Ideal vorstellt, nur eine Mühe ist ohne letztes Ziel, daß auch die Wissbegier immer eine Sehnsucht bleibt ohne Erfüllung. Was wir das „Wissen“ nennen, das ist am letzten Ende stets nur ein Wissenwollen, ein Glauben, im Grunde ein Glaubenwollen, eine Gier ohne Befriedigung.

Legen wir aber den Ton beim Worte „Neugier“ mit dem allgemeinen Sprachgebrauch auf den Wunsch, etwas Neues zu erfahren, so fehlt auch dieser Gier anspruchsvollerer Menschen die Befriedigung. Ewig in einem gleichen Kreise bewegt sich die Sonne und die Natur; die leidenschaftliche Neugier wartet vergebens auf das Wunderbare. Selbst die Kunst des Poeten erfindet nichts Neues, wiederholt ewig nur die alten Formen der Natur und die alten Gefühle der Menschen. Würde ein Menschensohn aber so alt wie Methusalem, und hätte er alle Enttäuschungen einer normalen Lebenszeit zehnmal erlitten und schwer überwunden, er wird noch an seinem letzten Tage die Neugier auf die Zukunft nicht losgeworden sein und weiterleben wollen, um das Wunderbare zu erwarten. (Aus „Gespräche im Himmel“ im Verlag von Georg Müller in München.)

Heinrich Litterer / Wie die Liebe kommt.

Der Sommertag war wie viele Sommertage: blau am Himmel, grün auf der Erde und ein leuchtender Fleck inmitten vom Blau. Und der Fleck hatte Wanderlust: daß alle, die hinausschauten, davon angesteckt wurden und auch wandern wollten.

Wenn man's bedachte, so war es dieser kleine Fleck, der den Himmel blau, die Erde grün und die Menschen rot machte und man begreift, daß man in dieser Sonne Gott versteckt wähnte, einft.

Aber ich will erzählen:

Zu diesem Sommertag war ein Sonntag gekommen. Sie fanden sich gut zusammen: und die Menschen waren alle zum Feste geladen, draußen im Freien, da die beiden ein Paar wurden.

Der eine blies die Mundharmonika und es tat nichts, daß er falsche Töne zu dicken Qualmen ausblies, daß er einem die Augen beizte vor Lachen: in seinem Herzen nämlich war er voll gelungenstem Akkord. Der andere hatte ein Mädchen bei sich, das sich die Haare gebrannt und viele Locken aufgesteckt hatte, die gebleicht waren, weil sie keine Nahrung erhielten und nachts auf der harten Nachttischplatte liegen mußten. Aber das war keine schwache Gesinnung, daß sich das Mädchen für den Tag schön machen wollte, um das Fest zu erhöhen. Und Locken? Betrachtet einen See: der hat sie auch manchmal, wenn ein Wind ihn kämmt: aber er verliert sie eben so rasch....

Nur die 14jährige Trude mußte allein zu Hause bleiben. Nein, es war ja nicht so: nur sie meinte es. Könnte sie wissen, wieviele Leute in der Stadt waren und wie lange sie hätten an dem Gärtlein, in dem Trude stand, vorbeisicheren müssen, bis wirklich niemand zurück war?

Ihr genügte es, daß so viele ihrer Bekannten da hinauswandelten: sie sah die dicke Fanny, die mit einem ganz neuen Dirndlkleid prahlte; sah das pudrige Piesel, das einen Schritt hatte, der lockte und verlockte; sah... sah, mit großen, hungernen Augen.

Und auch die, die sie nicht kannte, liefen da hinaus, immerfort, wie einem Glücke zu, das weit weg von der Stadt, da irgendwo in weiter Ferne lag. Unsicher und halb wie ein

echter Mädchentraum war der Gedanke: es fehlte der Rundlauf, das Schlußstück: daß dieselben Menschen wieder heimkehren würden.

Das ist eben Sehnsucht, immer geradeaus zu gehen und niemals umkehren. So eine Sehnsucht ist der Glauben zu Gott, so eine Sehnsucht ist auch die Liebe.

Trude deckte sich soweit mit dem Stamm des Kirschbaums, daß sie durch das Holzgatter die Straße im Auge hatte, selbst aber nur gesehen wurde, wenn man vorbei war und rückwärts blickte.

Da kam Elisabeth, eine Spötterin. Es war harmlos, was sie sagte; aber Ihr müßt wissen, die jungen Mädchen haben eine Welt für sich. Da kann fürchtbarer Ernst das sein, was Ihr für einen Wis haltet; und Scherz das, was Ihr im Ernst zu ihnen redet.

Elisabeth ging gefenkten Hauptes, drehte sich unvermittelt an der letzten Gartenecke um und winkte Trude, die sich nicht mehr verbergen konnte. Sie schämte sich, als sie der andern gegenüberstand und reden hörte:

„Mußt zu Hause bleiben, armes Ding? Fühlst dich noch nicht erwachsen genug, allein auszugehen? Du wirst noch wie ein Kind behandelt...“

Das Mitleid war grausam, schmerzte besser als Schläge; und darum trohte Trude ihr Herz zu. Sie sollen sehen, daß ich erwachsen bin, dachte sie, als sie aus dem Pförtlein trat und mit Elisabeth sich treiben ließ....

Um drei Uhr rief die Mutter aus dem Haus zum Kaffee. Da niemand antwortete, suchte sie im Garten nach. Umsonst. Es wurde vier und wurde fünf und sechs und sieben, und Trude blieb immer noch. Um neun Uhr erschien sie: sie hatte ein Blumensträußchen vor der Brust, ihre Bewegungen waren unruhig-stoßartig, als wäre ihr alles zu eng; sie erzählte flink und vollaus: von ihren Kameradinnen, mit denen sie sich vergnügt hatte und mit denen sie am nächsten Sonntag wieder....

Die Mutter schaute auf ihr Kind. Sie wußte, daß es lag; wußte, was das fremde, neue Lachen zu bedeuten hatte; wußte, daß jetzt die Tochter erwachsen war und der Kampf zwischen ihnen schwerer geworden: erwachsen gegen erwachsen.

Und sie betete still, während ihr Kind plauderte.